

logischen Studie“ (32) und findet sich doch in einer Reihe „Theologischer Studien“. Sie befaßt sich mit einem sehr präzisen Punkt aus den Prolegomena zur Soteriologie, greift aber nichtsdestoweniger auf das ganze Feld philosophischer Überlegung sowie – in der Einführung und im Ausblick – auch auf das der Theologie aus.

In der Tat markiert die behandelte Frage eine Art Mittelpunkt, der sich kaum anders bestimmen läßt. Grundlegend wird der theologische Ort einer Untersuchung über die Heilsbedürftigkeit des Menschen (13–35) abgegrenzt. Wie gesagt, versteht sich die eigentliche Studie dann als philosophisch-anthropologische; entsprechend hat sie eigens ihren Ausgangspunkt zu wählen (36–48). Dazu wird ein vorläufiger Heilsbegriff ausgearbeitet. Dem korrespondiert im Menschen ein Verlangen, dessen Wirklichkeit und Grundzüge das zweite Kapitel (49–74) herauszustellen sucht. Aber der Mensch verlangt nicht isoliert, sondern mitten in der Welt nach Heil. Leiblichkeit und Mitweltbezug erfahren im dritten Kapitel (75–94) eigens Beachtung, bevor das vierte Kapitel den „Wesensbezug des Menschen auf Gott und das Heilsverlangen“ (95–118) untersucht. Es folgt eine Synthese „Das Heil und die Heilsbedürftigkeit des Menschen“ (119–132) und der erwähnte theologische Ausblick auf das Heilsangebot Christi.

Was an dieser speziellen Arbeit interessiert, ist vor allem ihr Thema, der Beitrag zu einem bislang „ungenügend entwickelten Begriff von Heil und Heilsbedürftigkeit“ (vgl. 14). Daß und wie hier auf M. Blondel zurückgegriffen wird, deutet – verglichen mit den Tagen der Enzyklika „*Humani generis*“ (1950) – mehr an als nur eine einfache Entwicklung. Ausgiebig zu Wort kommen auch B. Welte und A. Peperzak (vgl. die Besprechung in dieser Zschr. 190, 1972, 356 f.). Das umsichtige Vorgehen des Verfassers mag hier und da etwas ermüden; in der Bestimmung von Frage und Begriffen ist es vorbildlich und schützt vor den vielfältigen Gefahren, die in diesem Grenzbereich lauern. Es kommt weder zur Grundlegung einer Bedürfnistheologie (trotz

des Titelbegriffs) noch zu einer Pseudophilosophie, in die sich ein theologischer Gegenstand und Theologisieren kleiden könnten. Ein solcher Durchblick durch die philosophischen Voraussetzungen von Heil dient der Frage nach der Relevanz des Glaubens.

K. H. Neufeld SJ

JASCHKE, Hans-Jochen: *Der Heilige Geist im Bekenntnis der Kirche*. Eine Studie zur Pneumatologie des Irenäus von Lyon im Ausgang vom altchristlichen Glaubensbekenntnis. Münster: Aschendorff 1976. 365 S. (Münsterische Beiträge zur Theologie. 40.) Kart. 98,-.

Einiges mag gegen die Anzeige einer wissenschaftlichen Spezialuntersuchung an dieser Stelle sprechen. Kann ein Forschungsbeitrag zu einer Sonderfrage aus der Theologie des Irenäus von Lyon heute außer Fachleute der Patrologie jemanden fesseln? Gerade das gelingt der vorliegenden Arbeit auf weite Strecken hin in erstaunlichem Maß. Das dürfte zunächst ihrem Thema zu danken sein, das in allen seinen Teilen Fragen berührt, die vielfach diskutiert werden. Die charismatische Bewegung hat das Gespräch z. T. vehement auf den Hl. Geist gelenkt, die Lage des Christentums in der modernen Welt ließ das Problem von Möglichkeit und Notwendigkeit des Bekenntnisses akut werden, und schließlich wurde nicht zuletzt die Kirche selbst Gegenstand heftigster Auseinandersetzungen. Abgesehen von einigen knappen Bemerkungen auf den letzten Seiten gerät all dies jedoch in der vorliegenden Arbeit nicht direkt in den Blick, durchzieht dafür aber unterschwellig um so kräftiger die ganze Darstellung.

Diese bietet in zwei Teilen zunächst Beobachtungen über den dritten Glaubensartikel des christlichen Credo im Werk des Irenäus und in der frühen kirchlichen Tradition. Bekenntnisbildung und vielfältigen Glaubensformeln der ersten Jahrhunderte wird nachgefragt, die weitere Symboltradition skizziert und die Bedeutung des irenäischen Zeugnisses für die Entwicklung des kirchlichen Credo zum Heiligen Geist geprüft. Der zweite Teil (148–352) bringt dann den Versuch einer

eigentlichen Auslegung des Glaubens an den Hl. Geist durch die Theologie des Bischofs von Lyon. Die Taufe als für uns ursprünglicher Ort des Geistwirkens, die Einheit des trinitarischen Gottes, auf den getauft wird, das göttliche Heilswerk in Christus, seine prophetische Ankündigung im Alten Testament und seine Entfaltung in der Kirche werden ebenso systematisch behandelt und erhellt wie Wahrheit und Verstehen im Geist oder die Erneuerung des Menschen durch ihn. Abschließend ist diese Pneumatologie in Grundzügen noch einmal zusammenfassend und ausdrücklich in das Licht der irenäischen Theologie gerückt.

Um die Arbeit so, wie es an dieser Stelle möglich ist, zu würdigen, muß an die zahlreichen häretischen, gnostischen Strömungen erinnert werden, gegen die Irenäus sein Hauptwerk verfaßte. Einer falschen Idee vom Hl. Geist und seinem Wirken möchte er die der „regula fidei“ entsprechende Anschauung des Glaubens entgegenstellen. Damit ist bewußt die Bindung an die Kirche und an die traditionelle Mitte ihres Glaubens betont. Als „bleibend gültiger Anspruch der trinitarischen Symbolauslegung des Irenäus“ soll nach der Absicht des Autors festgehalten werden, „den Glauben an den Heiligen Geist nicht isoliert zu sehen“ (345). Ähnlich spricht er auch dem methodologischen Grundansatz einer aktualisierenden Exegese des Alten und Neuen Testaments bei Irenäus bleibende Gültigkeit zu (vgl. 243). Seine Interpretation geht sorgfältig differenzierend voran und wertet erfreulicherweise und mit kaum noch gewohnter Umsicht den Beitrag der neueren französischen Theologie aus. Kritisch wären lediglich Kleinigkeiten anzumerken, sieht man von einer zunächst irritierenden Zeilenvertauschung (65) ab. Horrend erscheint allerdings – auch wenn heute übliche Maßstäbe angelegt werden – der Preis; es steht zu fürchten, daß damit eine echte Wirkung dieser Arbeit von vornherein blockiert ist. Das aber wäre um so mehr zu bedauern, als diese Untersuchung ein überzeugendes Beispiel dafür bietet, wie gerade Spezialforschungen durchaus fruchtbare

Impulse in das breitere Gespräch um Glaube und Theologie heute einbringen können.

Karl H. Neufeld SJ

HEINRICHS, Johannes: *Reflexion als soziales System*. Zu einer Reflexions-Systemtheorie der Gesellschaft. Bonn: Bouvier 1976. 212 S. Kart. 24,-.

Das Buch stellt den Leitgedanken der St. Georgener sozialphilosophischen Vorlesungen des Verfassers dar. Es geht darum, Subjekt wie Gemeinschaft von der Reflexion her zu verstehen – und dabei dem Verdacht zu begegnen, Reflexionsdenken setze in einem schlechten Zirkel stets voraus, was es erweisen wolle. In der Tat: Selbstbewußtsein kann nicht als nachträgliche Reflexion auf ein vor-reflexives Aktleben verstanden werden; es ist wesentlich und ursprünglich Selbstverhältnis (vgl. „reflexio concomitans“) – als Fremdverhältnis. Das dialektische In- und Durcheinander beider Bezüge läßt sich mit einem zweiseitigen Subjekt-Objekt-Denken nicht fassen: Menschen begegnen einander nicht bloß mit Erwartungen, sondern mit Erwartungs-Erwartungen und können sich nochmals eben darüber verständigen.

Die Gleichursprünglichkeit von Inner- und Intersubjektivität bildet den Ausgangspunkt für die Grundlegung einer systematischen Gesellschaftstheorie. Konstruktionsprinzip ist die Reflexion, ihre (nicht mechanische, sondern je [sich] verändernde) Iteration für die Gliederung nach Elementarsystem (Zweierbeziehung) und Subsystemen quantitativer Art (Gruppen) oder organisatorischer Natur (Institutionen); ihre Stufung für die Erörterung struktureller Subsysteme, d. h. der realen Selbstdurchgliederung der Gesellschaft von sachlicher Arbeitsteilung bis zu sittlicher und religiöser Normenklärung. Reflexion ist es auch, die die Identität (von Identität und Nicht-Identität) in der Zeit, also die geschichtliche Selbigkeit von Systemen garantiert, man darf sie nur nicht als äußerliches Raisonnement verstehen, sondern als Selbstvollzug in Selbstbezug erkennen.